

Unter dem deutschen Granatenhagel.

Ein Gang durch die Stadt Verdun.

Der französische Senator Charles Humbert, der Besitzer des Pariser „Journal“, zeigt in den Zeitartikeln, die er alltäglich in seinem Blatt veröffentlicht, daß er im Gegensatz zu der üblichen französischen Frechgepflogenheit der Verurteilung und Schönfärberei den Mut hat, seinen Lesern die Wahrheit zu sagen.

„Mit lag daran, einen unmittelbaren Eindruck des furchtbaren Javelampfes, der sich hier abspielte, durch eigene Anschauung zu gewinnen. Drei Tage lang habe ich die alte Festung und ihre Umgebung durchwandert. Ich sah sie in stolzer Ruhe, den Kodeshagel der deutschen Granaten über sich ergehen lassend. Ich traf längs der Wege die ungeheuren Hügel, die Proviant und Munition für die belagerte Stadt heranschlleppten. Ich freuzte die Truppen, die zum Kampf zogen, und die aus der Feuerlinie zurückkamen. Ich habe die großen und kleinen Mitwirkenden dieses Riesendramas befragt, habe mich unter sie gemischt, habe ihre Erregung geteilt und dem Schlag ihres Herzens gelauscht. Ich habe das Näherwert der riesigen Militärmaschine an der Arbeit gesehen, der Maschine, in der sich die materiellen und moralischen Energien Frankreichs in lebendige Kraft umsetzen.“

Das deutsche Bombardement! Es ist nicht möglich, sich davon auch nur einen annähernd richtigen Begriff zu machen, wenn man nicht selbst in der Nähe gestanden hat, wenn man nicht die Granaten hat einschlagen und explodieren sehen. Es ist das ganze moderne Deutschland mit seinen Fabriken, Kasernen, Baracken, mit seinen 68 Millionen Einwohnern, das ganze Deutschland mit seinen Arbeitern, seinen Soldaten, seinen Bergwerkern, seinen Hochöfen, seinen Laboratorien und seinen Schmiedehämmern, das wissenschaftliche, industrielle und militärische Deutschland, das in wildem Grimm die ganze Erzeugung seines häßlichen Gewerbes aufweist. In Begleitung von drei militärischen Freunden betrat ich die Stadt und wanderte in den verlassenem Straßen umher. Ich habe die Truppen in ihren Deckungen beobachtet und traf überall die gute Laune und die familiäre Heiterkeit, die den französischen Soldaten nie verläßt. „Nimm meinen Stahlhelm“, sagte mir ein Poilu, „es wird regnen.“ Er täufelte sich nicht, der Platzregen der Granaten setzte unmittelbar danach ein. Und ich lieb mir gern seinen Helm aus, um meine Wanderung fortsetzen zu können, während er in seiner Inzulichtstätte verblüht. Dabei traf ich auch zwei Zivilisten, die vermutlich die einzigen Ueberlebenden der früheren Zivilbevölkerung, sich darauf verließen, hier zu bleiben. Auch diese beiden Einsamen schüttelten mir die Hand und drückten mir ihr Verzeihen in kurzen Worten aus. Ich ging dann bis zum alten Stadthaus und traf dort die Feuerwehrgesellschaft, die unter Führung eines Hauptmanns den gefährlichen Dienst in der bombardierten Stadt wahrnimmt. Es sind zum Teil alte Leute, die für den Heeresdienst nicht mehr in Frage kommen, die aber auf den ersten Aufruf der Behörde sich der Stadt sofort zur Verfügung gestellt haben. Während ich noch mit ihnen spreche, kommt heulend eine Granate, Kaliber 305, heran und bohrt sich in unserer unmittelbaren Nähe mit ohrenbetäubendem Lärm ins Pflaster. Die Feuerwehrlente zittern mich rasch in ihren Keller.

„Um so besser“, ruft der Hauptmann, „solche Dinger schiden sie uns erfahrungsgemäß in Pausen von einer halben Stunde; da werden wir jetzt wenigstens einen Augenblick Ruhe haben.“ Und wir steigen heraus, sie, um einen Brand zu löschen, den eine Bombe verursacht hat, ich, um meine Promenade fortzusetzen. Ich habe die Denkmäler und die Häuser besucht, in denen ich vor wenigen Monaten noch Freunden die Hand gedrückt habe. Hier zeigt eine Mauer ihre Eingeweide, dort ist ein Dach verschunden. Der in seiner Einfachheit so reizvolle Ausblick, der sich von den Höhen der Maas aus entrollte, ist nicht mehr vorhanden. Die Gebäude, die hier standen, sind in den Flut gestürzt. Das Theater, das der mit Vorliebe benutzte Schauplatz so vieler Wohltätigkeitsveranstaltungen gewesen war, liegt halb in Trümmern. Ein Offizier, der mich begleitet, weist auf die Ruine mit den lachenden Worten: „Das wäre der rechte Rahmen für eure Kriegswohlfahrtsveranstaltungen in Paris.“

Der Feuerwehrgesellschaft war im übrigen ein recht schlechter Prophet. Gerade, wie wir eine Brücke überschreiten, durchschlägt ein neues Geschloß der schwersten Sorte mit pfeifendem Rischen das Dach eines Hauses und explodiert im Inneren mit ohrenbetäubendem Krachen. Von dem Hause bleibt nichts mehr übrig. Ein schwarzer, dicker, stinkiger Rauch erfüllt die Straße. Die Posten, die hier und dort über die tote Stadt wachen, um den Wünderern, denen es gelüsten sollte, die verlassenem Wohnungen heimzusuchen, das Sandweck zu legen, hat die Sache nicht weiter angeht. Ein Soldat eilt auf die Trümmer zu mit dem Ruf: „Ich will Ihnen den Führungsring holen; den können Sie sich

zur Erinnerung mitnehmen.“ Der Eisenhagel setzt sich in verstärktem Tempo fort. Fast Schlag auf Schlag prasseln acht gleichförmige Geschosse auf eine Fläche von weniger als 100 Meter Umfang. Eine der Granaten schlägt so nahe ein, daß der Luftdruck der Explosion uns gegen eine Mauer drückt. „Nähren Sie sich!“ ruft mir mein Begleiter zu. „Es wäre mir auch unmöglich gewesen, seinem Rat nicht nachzukommen. Aber während der Sturm vorüberzieht und ich, in eine Ecke gelauert, das Wüten beobachte, habe ich reichlich Gelegenheit, mich bewundernd von der methodischen Genauigkeit des feindlichen Artilleriefeuers zu überzeugen. Ich habe eine Stadt verlassen, die trotzig aufrecht steht, und die inmitten des Zerstörungswirkes eine Ruhe zeigt, in die sich ein Zug stolzer Verachtung mischt.“ (z)

Kleines Feuilleton.

„Der Ehrenbürger“, Komödie von Bernhart Kehse im Charlottenburger Schillertheater.

Das sehr beifällig ausgenommene Stück des in Berlin bisher noch nicht aufgeführten Autors will nicht ein bloßes Unterhaltungsspiel sein. Es ist entworfen als Charakterkomödie, die freilich keinen neuen Menschentypus darstellt, sich vielmehr in der Zeichnung des Titelhelden deutlich an wohlbekannte Vorbilder anlehnt. Obens Hjalmar Eidal aus der „Wildente“, diese in ihrer tiefen Tragikomik unsterbliche Verkörperung der Kunst der „Lebensläge“ und der robuste Streber Steensgard aus dem „Bund der Jugend“ haben da Modell gestanden. Der Schwäger Riedmann, als Parasit im Hause der fleißigen Kleinbürgerlichen Schwägermutter eingekippt, puht seine Trägheit mit Projekten eines neuen Sparsystems, das der Menschheit und ihm selber Millionen abwerfen werde, heraus. Nur daß sein Komödiantentum um vieles größer ist, daß ihm der Schimmer jener gutgläubigen kindlichen Raubritze, die der Hjalmar den eigenartigen Ton gibt, völlig fehlt. Auch Riedmann soll ein Virtuos des Selbstbetruges sein. Aber die Streiche, die er begeht, sind von so unerschütterlicher habnehäufiger Lumpenhaftigkeit, daß man an Selbsttäuschung nicht mehr recht glauben kann. — Immerhin dokumentiert sich in dem Stück ein von der Manier gewohnter Dudenluftigkeit wohlwollend absehendes ernstes Streben, ein Bemühen, faulere, auch nachträglicher Ueberprüfung im ganzen standhaltende Arbeit zu liefern.

Während die praktisch erfahrene Schwägermutter den faulenden Patron längst durchschaut hat, erfreut er sich bei seinem benütigten dummen Frauchen, das er, ein begeisterter Lobredner der Frauenemancipation, in unerschütterlicher Weise tyrannisiert, und bei der jungen Schwägerin in bewundernder Verehrung. In dem Streit, der in dem kleinen Vorort um eine neugeplante Lokalbahn tobt, wird er von einem interessierten Konsortium als journalistischer Klopfer und Redner angeworben. Eine Rolle, die er mit schmetternden Tiraden übernimmt, um dann, als ihm die Gegenpartei eine noch vorzuziehendere Offerte macht, natürlich wiederum zum Wohle der Mitbürger, ins andere Lager abzuschwenken. Zur Genugtuung des Publikums wird ihm darauf von verschiedenen Seiten, auch von der Schwägerin, die Wahrheit mit aller wünschenswerten Gründlichkeit gesagt. Doch er bewahrt die Pose selbst noch, als ihm zwanzigtausend Mark, der Lohn für seinen Ueberzeugungsanstrengung, ins Haus gebracht werden. Das dumme Frauchen tut ihm den Gefallen, unerschütterlichen Glauben zu markieren und nimmt statt seiner die angebotene Summe in Empfang. Und vollends triumphiert sein Selbstbewußtsein, als wieder eine Deputation für seine mühevolle Tat ihm die Ernennung zum Ehrenbürger verbündet.

Heinz Senger gab den ägigen Kaulshelden mit vorzüglicher Charakteristik. Auch die wichtigeren Nebenrollen waren mit Marie Gundra, Abele Stasimost, Karl Elzer und Karl Koad, der die überlegene Ironie des reichen Vesteherd sehr fein zum Ausdruck brachte, gut besetzt.

Hilfsmaschinenmittel.

In der deutschen Industrie herrscht bekanntlich seit Kriegsausbruch ein starker Mangel, da uns von Anfang an jede Zufuhr abgesperrt wurde. Vor allem handelte es sich dabei um das zum Schmierem der Maschinenlager nötige Öl, das fast durchweg aus mineralischem Öl gewonnen wird, weil pflanzliches Öl nicht leicht genügend säurefrei zu erhalten ist. Säure aber greift die Lagerstellen und die Wellen der Maschinen an und macht ein glattes Laufen unmöglich. Bis hierher belamen wir das nötige Öl oder auch fertiges Schmieröl fast durchweg aus Amerika, einem kleineren Teil aus Rußland, Rumänien und Oesterreichisch-Ungarn. Die Zufuhren aus den beiden erstgenannten Ländern sind naturgemäß ganz weggefallen, die aus den beiden anderen Ländern reichen nicht entfernt für den riesigen Bedarf der deutschen Maschinenindustrie aus. Infolgedessen hat das Öl, das der Maschine ja noch viel unentbehrlicher ist als dem Menschen die Butter, ganz phantastische Preise erreicht, soweit es überhaupt noch zu haben ist.

Dasselbe gilt für die Oelforten, die der Elektrotechniker als Isoliermittel in Schaltern und Transformatoren verwendet, an sie werden ja zum Teil noch weit strengere Anforderungen gestellt als an Schmieröl. Wir müssen darum auf jede Art von möglichem Ersparnis bedacht sein und vor allem auf äußerste Sparsamkeit sehen. Es wird darum überall versucht, das verbrauchte Öl wieder zu gewinnen, um es zu reinigen und von neuem zu verwenden. Gar nicht unwesentliche Mengen finden z. B. in der sogenannten Wischbaumwolle, dem „Liofil“, den der Maschinist zum Abwischen seiner Maschinenteile gebraucht. Wenn man sie nicht wegwirft, sondern sammelt und wäscht, so schlägt man zwei Fliegen mit einer Klappe, indem sowohl Öl wie die Baumwolle zurückgewonnen werden. Aus den Abwässern der großen Städte und vieler Fabriken lassen sich bedeutende Mengen von Fetten und Schmierölen zurückgewinnen.

Noch mehr hilft die Verwendung geeigneter Hilfsmaschinenmittel. Und gerade davon haben wir ein besonders gutes in eigenen Lande, den Graphit, dessen schmierende Eigenschaften ja schon lange bekannt und gewürdigt sind. Allerdings war er früher, weil er eben ein feiner Körper ist, nur zum Schmierem grober Maschinenteile brauchbar, zum Schmierem feinerer Teile mußte er erst in eine andere Form gebracht werden. Dazu löst man ihn in einer Flüssigkeit, natürlich Öl, auf, stellt also eine Aufschwemmung davon her. Freilich ist nicht jeder Graphit dazu ohne weiteres geeignet, insbesondere scheiden sich natürlich und künstlicher Graphit da scharf voneinander. Der künstliche, der hauptsächlich an den Niagarafällen durch Einwirkung des elektrischen Lichtbogens auf Kohlenstoff gewonnen wird, ließ sich schon lange zu einem vorzüglichen Schmiermittel verarbeiten, der natürliche dagegen, der infolge seiner schuppigen Beschaffenheit an sich besser schmerte, war aus demselben Grunde in einer Lösung nicht in genügend feiner Verteilung zu erhalten. Erst jetzt ist dies gelungen, das Erzeugnis, das unter dem Namen Kollag auf den Markt gekommen ist, soll sich schon in vielen Betrieben vorzüglich bewährt und überall eine beträchtliche Oelersparnis ergeben haben. Die Verteilung im Öl muß deshalb äußerst fein sein, damit das Produkt für die sehr weit verbreiteten Kollager geeignet ist. Ein grob verteilter Graphit würde natürlich bald die Dichte verstopfen, so daß überhaupt keine Schmierung mehr einträte. Bewährt sich das Kollag allgemein, so wären wir wieder um ein heimisches Erzeugnis reicher. (z)

Kochsalz gegen Schwitzen.

In der „Münchener medizinischen Wochenschrift“ berichtet Stabsarzt Dr. Pink über Versuche, die er mit der Darreichung gewöhnlichen Kochsalzes bei übermäßiger Schweißbildung erzielt hat. Er begann seine Untersuchungen bei Schwindsüchtigen, die ja häufig von besonders heftigen Nachtschweißepisoden geplagt werden. Er verabreichte solchen Kranken abends 4-5 Gramm Kochsalz und stellte in vielen Fällen eine ganz erhebliche Verringerung des Schweißes fest. Daraufhin stellte er gleiche Versuche auch bei gefundenen Personen an. Er ließ hundert Soldaten eines Grenzbataillons kurz vor ihrem Abmarsch einen gestrichenen Teelöffel voll Kochsalz zu sich nehmen. Unterwegs wurde dann beobachtet, daß diese Leute fast durchweg trotz schwüllem Wetter viel weniger schwitzten als die übrigen Soldaten. Das Kochsalz ist demnach „ein sehr einfaches und sicher unschädliches Mittel zur Verringerung oder Verhütung des Nachtschweißes der Schwindsüchtigen“, und es empfiehlt sich nach Pink, auch den bei großer Hitze marschierenden Truppen, vor allem vor dem Mittagessen, etwas davon zuzuführen. Und zwar am besten in der Form, daß man einen gestrichenen Teelöffel in einem kleinen Glase kühlen Wasser auflöst.

Notizen.

Die Arbeiten an der Bagdadbahn sind jetzt nach einer Mitteilung der Geographischen Zeitschrift zu einem vorläufigen Abschluß gelangt. Von der gesamten Strecke Haibar Wascha (Konstantinopel) bis Bagdad, die 2435 Kilometer beträgt, sind 1502 Kilometer im Betriebe. Der 5 Kilometer lange Daghkettunnel ist bereits seit Juni 1915 durchstochen und der Ausbau so energisch gefördert worden, daß zum 1. Februar d. J. die Strecke Islabin-Manure als Kleinbahn und vom 1. Oktober ab als Vollbahn in Betrieb genommen werden soll. Es wird dann zur fertigen Verbindung des syrischen Eisenbahnnetzes mit Konstantinopel nur noch die Taurusstrecke fehlen, wo etwa 11,5 Kilometer Tunnel herzustellen sind.

Wieviel Menschen gibt es auf der Erde? Nach den statistischen Berechnungen, die von den wissenschaftlichen Instituten Frankreichs, Englands und der Vereinigten Staaten unlängst festgelegt wurden, wird der Zahl der gesamten Bevölkerung der Erde, die vor etwa 80 Jahren mit 1500 Millionen angenommen wurde, heute auf etwa 1800 Millionen geschätzt. Natürlich können die Zahlen nie mit Genauigkeit festgestellt werden, da besonders die Angaben über die Bevölkerung Afrikas und Australiens schwanken. Man nimmt an, daß Asien 910 Millionen, Europa 470 Millionen, Amerika 182 Millionen, Afrika 160 Millionen, Australien 60 Millionen Bewohner hat.

Der Sang der Saksje.

Ein Roman aus dem modernen Aegypten.

Von Willi Seidel.

Die Sejidie sah, was vor sich ging; sah die plötzliche Dämpfung, diese wunderliche Verwandlung in wenigen Sekunden. . . Aber die Last war zu groß.

In diesem Augenblick geriet ihr Inneres in eine Wallung, so maßlos heftig, daß sich wiederum ihr Körper in einer ziellosen Schlangelinie wand, und sie auf dem Stuhl in einer Stellung verblieb, die einer erstarrten Verrenkung gleich. Ihr unterdrücktes und gesnebeltes Gefühl wuchs empor in verzweifeltstem Wachstum, und eine kurze Lähmung überkam sie; es war ihr unmöglich, das Lächeln zu erwidern und so recht aus der Tiefe hervor das Wort „Sohn“ zu schöpfen. Sie starrte in die schwarzen Augen, von denen ein Strom unablässig auf sie überging; aber ihr Blick ward nicht frei, sondern mühte sich, mühte sich. . .

So blieben ihre Augen entsetzt und hilflos. So vermochten die großen Pupillen nicht standzuhalten, sondern irrten umher, als verjagten sie zu entfliehen und irgendwo bei helleren Dingen zu Gaste zu gehen. . . Dies dauerte nicht lang, dann kroch ihr Gesicht in den Schleier zurück und hob sich zuckend darin auf und. Sie sah mit versteckten Händen wie eine Geseffelte. Das schwarze Kleid umbauschte sie völlig, nur der eine Fuß mit unendlich zierlichen Knöcheln hing unten hervor, und das gedämpfte Licht sammelte sich funkelnd in der Schnalle. Der Fuß pendelte, von den Erschütterungen des Körpers bewegt, leicht hin und her wie eine kleine Wiege.

Hassan nahm ihn sehr vorsichtig zwischen die gehöhlten Hände, beugte sich nieder und küßte ihn rasch mehrmals hintereinander. Er befühlte den geschweiften inkrustierten Nacken des Schuhs mit einer stumm geschäftigen und nachdrücklichen Erforschung, wie man eine Reliquie berührt. Ja, dies ganze Geschöpf hatte den Charakter höchster Verfeinerung; es war ein zartes Reis aus dem Blute des Mannes, der ebendem im grünen Mantel durch seinen Knabenraum gegangen war. . .

Dann fand Hassan auf und setzte sich wieder auf den

Stuhl, den er verlassen. Nach einer Weile sagte er leise und zutraulich, mit einer Stimme, die von Ueberzeugung ganz gesättigt war und nicht im geringsten mehr bebte:

„Meine Mutter, ich weiß, Sie werden mir helfen.“

Sehr rasch richtete sich die Sejidie wieder auf. Ihr Gesicht enthellte sich. Sie sah mit vernünftigen Augen zu ihm hinüber. Ihre Lider waren leicht gerötet, durchschauter Reispuder besetzte ihre Wangen. Sie machte eine halbe Wendung und drückte auf die Klingel.

„Achmed! Kaffee! Zigaretten!“

Der Tonfall war vollkommen der alte.

Der Eunuche brachte das Gewünschte; zwischendurch sahen die beiden sich an. In dem Gesicht der Sejidie spiegelte sich noch bestürzte Schwäche. Als sie sich aber der Buderbüchse bediente, die sie in einem Krokodillebertäschchen an der Taille trug, war nichts mehr zu ergründen, was sie empfinden mochte. Sie trank das Täschchen hastig schürkend leer und reichte ihm, sich zuvor selbst versorgend, die geöffnete Zigarettenschachtel. Der hellblaue, gleichmäßig strömende Rauch verwischte alles, was sich kurz zuvor ereignet, und durch diesen Rauch schimmerte ihr Gesicht wie eine wässerne Maske.

„Ich will Ihnen helfen.“ sagte die Maske. „Betonen Sie nicht, daß Sie nach Rache dürsten. Sie werden versuchen wollen, diesem jungen Weanten zu schaden. . .“

„Schaden?! — Ruinieren will ich ihn! — Von Grund aus ruinieren!“

„Ich bitte Sie, Hassan-Muharram, schreien Sie nicht. Ich verheiß Ihre Erregung. Ich werde Sie verheiraten.“

„Sie werden mich verheiraten. . .“

„Sie sind beziehungslos. Mein Gott, Bey sind Sie ja geworden, und Geschäfte haben Sie auch gemacht. Aber das genügt nicht; Sie können Pasha werden und Ritter des Osmanije der Ersten, und man lächelt über Sie, betrinkt sich mit Ihnen, nennt Sie einen trefflichen Charakter, und tut im übrigen was man will. — Was brauchen Sie? — Rache!“ Sie beugte sich vor und sagte ganz leise: „Und Rache habe ich. Ich habe das Vermächtnis Abd-el-Gawads — lauter prächtige Indiskretionen, die Zinsen abwerfen. . . Man wird mir nie etwas anhaben können; ich weiß zuviel.“

Sie enthielte den Hals schmerz. „Wissen Sie, was das ist? Das sind fünfhundert Feddan Baumwolle, verpfändet auf zwanzig Jahre! Ich will diese hübschen Sachen nur tragen, will nur, daß sie mir gehören. Ich werde sie vielleicht in meinem Testament den Leuten wieder zurückschicken dafür, daß sie Angst vor mir auszustehen hatten ihr Leben lang. . . Glauben Sie, Sie sind nach langer, langer Zeit der einzige Mann, der dies Haus betreten hat. . .“

„Das ist bewundernswert, Madame!“ sagte Hassan laut, mit ehrlichster Anteilnahme, und die Freude am Spiel wachte in ihm auf, nicht anders, als ob er und sie im Staube hockten und bunte Scherben zusammensetzten.

„Sie werden durch Heiraten, die ich in Vorschlag bringe, in nächste Beziehung zu den höchsten Würdenträgern dieses Landes kommen. Das können Sie später ausnützen, um dem Engländer das Wasser abzugraben, der Sie beleidigt hat. Ehe Sie aber Schritte tun, kommen Sie zu mir. Wir machen dann eine kleine Verleumdung zurecht. . . Er hat Sie einen Gauner genannt? Einen Dieb im großen?“

„Er hat mich gepeinigt, solange ich denken kann.“

In den Jügen der Frau zeigte sich zum erstenmal ein tieferes Interesse.

„Wie das? Gepeinigt?“

„Nun, Madame. . .“ Hassan mühte sich schwer um den Ausdruck, doch plötzlich schien ihm das alles so dunkel, fremd und unaussprechlich, daß er sich mit grauem Gesicht erhob und seine Zunge sich rührte wie Blei. „Was ist eine Verleumdung? Es sprechen da noch andere Dinge mit. . . Genügt es nicht?“ sprach er heller und holte tief und gläubig Atem. . . „genügt es nicht, daß ich ihn hasse?“

Zwei gellende Schreie drangen tief aus dem Inneren des Hauses. Die Wassab im Garten hoben trunken die Köpfe, blinzelten, grinsten gedankenlos und sanken in den Nachmittagschlaf zurück. In ihren trägen Hirnen entstanden angenehme und einlullende Bilder. . .

Die Sonne flammte. Die farge Fontäne plätscherte. Eine einsame Droßke pendelte die stille Gartenstraße herab. . .

(Fortf. folgt.)

